

Missionspost

Missionspost

Polygamie bei den Matabele

Von P. Joseph Kammerlechner, RMM., Empandeni (Bulawayo)

Das Volk, das die ausgedehnte Missionsfarm von Empandeni und deren Umgebung bewohnt, ist kein reines Rassenvolk, sondern ein Mischvolk, vielfach zum Unterschied von den Matabele, Amafalanyas genannt. Im ganzen Volk aber, ob reine Matabele oder Amafalanyas, bleibt sich ganz gleich, ist die Vielweiberei sehr eingebürgert und bildet ein Haupthindernis gegen das Durchbringen des Christentums. Auch christliche Ehemänner kommen leicht in Versuchung, ihren Glauben beiseite zu setzen und in dieses Laster zu fallen, was natürlich dann die Notwendigkeit im Gefolge hat, die Missionsfarm verlassen zu müssen. So findet man in dem Taufbuch viele Heiraten verzeichnet und die Familie ist nicht mehr zu finden, sie ist ausgezogen: warum? Die Antwort lautet fast regelmäßig „Vielweiberei.“ Da aber zum Heiraten immer zwei gehören, so liegt hier der Fehler bei beiden Geschlechtern. Der bekannte verstorbene Missionar



Unser Hochwft. P. General mit den Brüdern der Vertretung in Linz

P. Frägle, S. C. I., schreibt in seinem Buche über seine Kongo-Mission: „Alter Makulu, deine Weissagung erfüllt sich: Mit der Vielweiberei wird es zu Ende gehen — — —; denn ihr werdet keine Mädchen mehr finden, die sich kaufen lassen.“ Diesen Satz Frägle's können wir in unserer Mission nicht anwenden; denn selbst kath. Mädchen und Frauen leihen nur zu willig der Versuchung ihr Ohr und lassen sich als so und so vieltes Weib verschachern.

Was ist nun der Grund dieses Übels unter diesem Volke? Sinnlichkeit ist es wohl zum Teil, aber sie ist durchaus nicht ausschlaggebend; denn wahrhaft sittlich auf diesem Gebiete steht dieses Volk nicht tiefer, wenn auch nicht höher als irgend ein anderes Volk, europäische Völker nicht ausgenommen. Der Hauptgrund liegt wohl in der Bequemlichkeit des Mannes und dessen zu großem Reichtume. Er muß eben mehr Weiber nehmen, weil er eben für mehr als eine Arbeit hat. Oder seine erste Frau ist schon zu alt, daher braucht er eine junge Kraft. Mägde gibt es nicht, also muß eine junge Frau her, die noch tüchtig arbeiten kann.

Derselbe Fall tritt ein, wenn die Frau unheilbar krank wird. Das ist auch der Grund, warum selbst kath. Frauen nichts dagegen haben, wenn der Mann eine zweite Frau nimmt; denn geteilte Arbeit ist halbe Arbeit.

So war das ein wichtiger Beratungspunkt, als ich neulich im Bulekraal war, wo wir dieses Jahr eine Schule errichteten. „Ja, was ist es mit den Mädchen, die da lernen und dann schließlich getauft werden, kann man die verheiraten?“ — „Ja, selbstverständlich könnt ihr die verheiraten, natürlich aber nur mit einem christlichen Burischen.“ — „Ja, was aber, wenn von uns einer — natürlich zu seinen anderen Frauen dazu — noch ein junges Weib haben will und ein Mädchen freit?“ — „Ja, das geht natürlich nicht.“ Es war mir wirklich sehr belustigend, wenn ich diese alten, zahnlosen, „wunderschönen“ Bräutigame betrachtete, die noch junge Mädchen freien wollten. O ihr glücklichen Bräute! Als ich sie aber tröstete, daß noch lange nicht jedes Mädchen, das jetzt lerne, auch getauft werde, sondern daß es auch ihr Vater zugeben müsse, da waren sie wieder zufrieden. Man müßte eigentlich lachen, wenn es letzten Endes nicht so unsagbar traurig wäre. Die Vielweiberei macht den Menschen doch wirklich zum Tiere und läßt die Gottesidee der Schöpfungsgemeinschaft zwischen Eltern und dem allmächtigen Gott ganz in seiner Seele ersterben.

Und was kann man tun, um diese Zustände abzuschaffen? Motulu aus P. Fräule's Buch hat uns den Weg gewiesen. Es darf keine Mädchen und Frauen mehr geben, die sich noch für die Vielweiberei hergeben. Dann aber muß die religiöse Erziehung gerade der Frauen- und Mädchenwelt im Mittelpunkt unserer Missionstätigkeit stehen, dann muß der Liliengarten der unbefleckt bewahrten Keuschheit auch hier zu blühen anfangen, so wie wir es überall in den Mariannhiller Missionen finden. Es muß durch tiefe religiöse Erziehung der Mädchenwelt auch hier die Möglichkeit, Eingeborenen-Schwestern heranzuziehen, gegeben sein. Ein besseres Christentum, das ist das Mittel, nicht Säuberung der Missionsfarm von allen korrupten Elementen. Es ist ja sicher nicht zu verwerfen, im Gegenteil, wenn das Mutterbedürfnis der Mädchenwelt ein großes ist und jede es als ihr Ideal betrachtet. Es ist das ein Zeichen sittlichen Hochstandes im Gegensatz zu Europa mit seiner Kinderscheu. Das aber muß der christliche Geist schaffen, daß sie dabei den Weg des Willens Gottes wählen, d. h. in der rechtmäßigen Ehe allein ihre Sehnsucht nach dem Kinde zu erfüllen trachten. Aber auch ein noch höheres Ideal darf wenigstens einem echt christlichen Volke nicht ganz fremd sein, seinen Leib anstatt Gott hinzugeben im Dienste des Schöpfers als Vater und Mutter, seinen Leib zu kreuzigen in ständiger Enthaltbarkeit, um ihn als wahres Brandopfer Gott dem Herrn darzubringen. Daß diese Ideen dem Volke hier einstweilen noch ganz fehlen, ist zum Teil auch die Schuld der Theorie, die bisher hier leitend war in der Missionierung, daß der Eingeborene zu einem eigentlichen Tugendstreben gar nicht fähig sei. Ordensberufe wäre nur etwas für Weiße, aber nicht für Schwarze. So hat mir vor kurzem ein sonst ganz braves Mädchen, das schon mehrere Jahre hier bei den Schwestern lebt, auf die Frage ob sie nicht Schwester werden wolle, zur Antwort gegeben: „Ich bin doch ein schwarzes Mädchen.“ Ja, Erziehung zu wahrer christlicher Schamhaftigkeit und Keuschheit, das ist wohl das einzige Mittel zur Abschaffung der Vielweiberei, daß es eben nur noch überzeugte christliche Frauen und Mädchen gibt, die den nötigen Martyrermut haben, sich auf keinen Fall, selbst bei Todesgefahr, für die entwürdigende Vielweiberei herzugeben. Damit das gelinge, bitten wir um das Gebet der Missionsfreunde.

Herz Jesu-Sonntag in der Mission

Von P. Karl Kräutle, RMM., Lourdes

Eine dreitägige Missionstour liegt hinter uns. Bin erst kurze Zeit in der Mission — also noch ein Neuling, der alles noch mit anderen Augen betrachtet als ein erfahrener, langjähriger Missionar. Alles betrachtet man von der schönen Seite und von so manchem läßt man sich erfreuen, wenn man hinausreitet, seien es nur hungrige Schweinchen, die einem über den Weg laufen oder etliche große mit edel geschwungenen starken Hörnern geschmückte Ochsen, die am Wegestrand oder am Bergesabhang ihre Nahrung suchen. Man kann sich freuen selbst über ein herziges, dickes, schwarzes Baby, das zufrieden und so sicher auf dem Rücken der schwarzen Mutter sitzt wie das Kindlein zu Hause, in Deutschland, im weichen Bettchen eines netten Kinderwagens.

Diesmal also durfte ich als Gast oder Gehilfe mit einem älteren Missionar mitziehen auf eine dreitägige Missionstour. Es ist an einem Samstag, 9 Uhr vormittags. Ein plötzlicher Krankenruf beschleunigt noch unsern Ausbruch. Die Pferde stehen bereit. Die Mäntel sind aufgerollt und vorne am Sattel befestigt hängen zu beiden Seiten große Ledertaschen herab mit Meßwein, Hostien — Verpflegung — wie auf einem Marsch im Feindesland; gewiß, Heidenland ist geistiges Kriegsland. Wir sind zur Abreise bereit. Ich hole aus dem Tabernakel das Allerheiligste und lege eine Hostie in die Versehburse, schwinde mich auf's Pferd und fort geht es. Schnell liegt unsere große Station hinter uns. Mein Begleiter eilt eine Strecke voraus — ich komme nach. Es ist Vorabend des schönen Herz-Jesu-Sonntags. Meine Gedanken eilen hinüber über das weite Meer — in die heimatlichen deutschen Lande, wo dieser Tag immer mit besonderer Feierlichkeit begangen wird. Auch hier im Missionsland ist es so. Hunderte von schwarzen Christen kommen stundenweit aus den verschiedensten Richtungen herbei, um ihren religiösen Pflichten nachzukommen, um gemeinsam Herz-Jesu-Freuden zu erleben in der großen, stattlichen Mutterkirche zu Lourdes. Aber nicht alle können kommen. Darum geht der Missionar hinaus, um auch jene Menschen an den Herz-Jesu-Freuden teilnehmen zu lassen. Und die Kranken! Ja, überaus groß ist die Liebe des göttlichen Herzens Jesu. Der Heiland, der große göttliche Menschenfreund, will auch zu den entferntesten Menschen kommen. Schon bei manchem Ritt zu einem Kranken dachte ich, der Heiland will selber einmal den Weg gehen, den der Kranke in gesunden Tagen vielleicht so oft zur Missionskirche gegangen, der Heiland will selber die Hütte sehen, das Lager des Kranken, bevor dieser hinübereilt in die bessere, ewige Heimat. „Ja, kommet alle zu mir, die ihr mühselig und beladen seid, ich will euch erquicken“, so ruft der Heiland auch heute noch zu armen und verlassenen Kranken hier im Missionsland.

Aber hohe Berge geht es, hinauf, hinunter, und wieder hinan und steil wieder hinunter. Wir steigen ab und das Pferd folgt seinem Reiter. Eine schwarze Frau kommt heran und zeigt uns den Weg. Dort weit unten stehen einige Hütten. Ein junger Mann, ganz ordentlich gekleidet, wartet schon auf uns. Er führt unsere Pferde beiseite. Wir stehen vor der Hütte. Aber das laute Stöhnen einer Schwerkranken ruft uns hinein. Da liegt auf dem Boden eine junge Frau, die erst vor kurzer Zeit in den Ehestand trat. Bei unserem Erscheinen wird die Kranke ruhig. Sie ist ja ein treues Kind unserer hl. kath. Kirche und weiß ja — es kommt jetzt der Heiland und will mir helfen. Nach Empfang des hl. Bußsakramentes kommen die Angehörigen und sonstige Bekannte herein in die Hütte und setzen sich nieder, die Frauen links, die Männer rechts. Der einfache Altar, eine Kiste, darauf ein weißes Tuch, wird neben dem Krankenlager errichtet. Ich lege die goldene Versehburse auf das weiße Linnen, zwei Kerzen brennen, es ist alles sehr arm. Der Heiland war ja auch so arm auf die Welt gekommen, und gerade dadurch will er die Armen reich machen; reich an der Seele. Die Leute knien jetzt nieder — der Priester spricht das „Domine, non sum dignus“ und die Sterbenskranken richtet sich ein wenig empor und empfängt den Leib des Herrn. Ganz still ist es jetzt in der Hütte. Welch heiliger Augenblick! — Weit ab vom Lärm der zivilisierten Städte, in stiller Einsamkeit. Weit im Innern dieses Landes brennt die Herz-Jesu-Liebe; der Heiland nimmt Wohnung in dieser Seele. Herz Jesu-Freuden — Heilandsfreuden — leuchten nun aus den glühenden Augen der fiebernden kranken jungen Frau. Und was bedeutete für uns dieser Herz Jesu-Dienst? Den Heiland, den Freund der Kranken, das Kostbarste, was wir haben, lassen wir zurück im Herzen der Sterbenden. Wir nehmen Abschied, besteigen unsere Pferde, um Herz-Jesu-Freuden noch in weiteren Seelen zu entzünden.

Heiß brennt die Mittagssonne vom hellblauen Himmel. Immer hart bergauf geht unser Weg. Die treuen Pferde sind ihn schon längst gewöhnt. Hin und wieder kommt ein schwarzer Reiter an uns vorbei, meistens ein Heide. Doch jedermann grüßt uns freundlich und wir erwidern den Gruß. Die Schwarzen haben eine große Achtung vor ihrem Missionar. Sie wissen, daß er eine hohe, heilige Gewalt besitzt und daß er ihnen helfen will. Der Heide grüßt den Missionar, die rechte Hand nach vorne hoch erhebend, mit sakubona (unser „Guten Tag; grüß Gott!“) oder nur mit 'msandis(i), oder mit 'Mosi(i), Herr; letzterer Name gilt gewöhnlich dem Häuptling. Aber wie ganz anders lautet der Gruß von Christen, Männern, Frauen und Kindern. Da kommen Schulkinder des Weges. Schon von weitem grüßen sie ihren Baba gemeinsam und laut mit dem schönen kathol. Gruß: „Madunhiswe u Jesu 'Kristo — Gelobt sei Jesus Christus!“ Der Missionar sagt: „Kuze kuba pakade — in Ewigkeit.“ Die Kinder sagen dann gemein-

jam: „Amen.“ Ist das nicht etwas so Schönes und Nachahmenswertes! Darum sei es ein Apell vor allem an die missionstreu und missionsbegeisterten Kinder in deutschen Landen: Grüßt mit den schwarzen Christenkindern eure Priester in Stadt und Dorf mit dem schönen katholischen Gruß: „Gelobt sei Jesus Christus.“

Unsere Reise geht weiter. Da und dort sehe ich am Bergeabhäng einige Hütten, die von ferne aussehen wie große Bienenkörbe. Ich frage meinen Begleiter: „Wohnen dort Christen?“ „Nein“, lautet kurz die Antwort, „das sind Heiden!“ Bald aber erreichen wir das Gebiet, wo unsere schwarzen Christen wohnen. Dort weit drüben am Fuß des hohen Berges in Enfigeni, so heißt man das Gebiet, sehe ich das stattliche Missionskirchlein.



Unsere diesjährigen Afrikamissionare
Von links nach rechts:
Br. Richard, P. Buchard, P. Eder, Br. Tarjitius

Um 3 Uhr nachmittags kommen wir müde dort an. Wir schreiten zur Kirche. Da kommt ein schwarzer, gut gekleideter Mann uns entgegen. Das muß was besseres sein, dachte ich mir; denn er trägt einen eleganten Frack und einen hohen Stehfragen. Welch eine Überraschung! „Ist das der Katechet?“ frage ich noch schnell meinen Führer. „Ja.“ Nun war das Rätsel gelöst. Es ist der Katechet Aloys, der hier schon viele Jahre segensreich wirkt. Er kommt uns freundlich entgegen, begrüßt uns und freut sich auch auf den Missionar, der alle 4 Wochen nur einmal kommen kann. Neben dem Kirchlein ist das „Priesterhaus“, eine einfache Kraalhütte mit Strohdach. Die Zimmereinrichtung ist auch denkbar einfach, ganz franziskanisch: ein Tisch und ein paar Stühle, 2 Bettstellen und einige Bilder an der Wand. Und doch fühlten wir uns ganz heimisch. Für mich war das Hüttenleben etwas ganz neues. Raum hatten wir hier Einzug gehalten, da kamen schon Eingeborene, um mit dem Umsundisi ihre Angelegenheiten zu regeln. Die

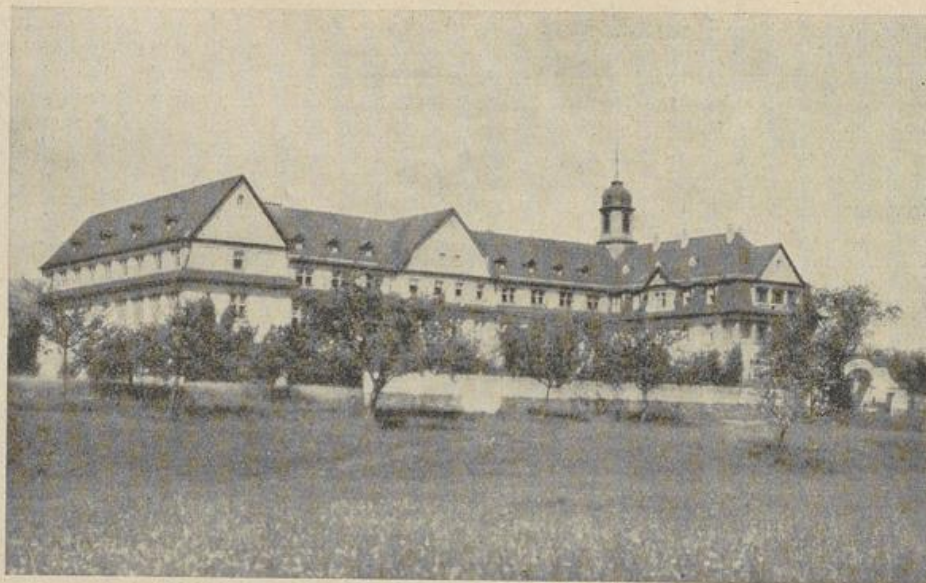
Leute setzen sich dabei auf den Boden und bringen so ihre Anliegen zum Vortrag. Ich spitzte natürlich auch meine Ohren — aber da ich der Zulusprache noch sehr unkundig war, konnte ich der Gerichtsverhandlung doch nicht recht folgen und kann darum hier den verehrten Missionsfreunden den Sachverhalt auch nicht wiedergeben. Ich nahm mein Brevier zur Hand, um die folgende Arbeit mit meinem schwachen Gebete zu befruchten. Bald wurde es dunkel, und das wird es hier in Afrika sehr rasch und nun kam das Abendessen. Dasselbe haben wir ja mitgenommen, dachte ich, so kann es hier nichts Neues geben. Aber plötzlich kamen da zur Türe herein zwei Kinder, die auf einer Platte ein gekochtes Huhn brachten mit Bohnensuppe und Tee. Nun, jetzt kann's reichen, dachte ich. Wir suchten uns dann zu stärken mit diesen unerwarteten Liebesgaben. Stockdunkel ist es draußen, totenstill um uns. Wir beendeten unsere Pflichtgebete und legten uns nieder zu einem erquickenden Schlafe.

Freudlich steigt der Sonntagmorgen empor. Ja, Sonntag ist's in deutschen Landen — Sonntag ist's in allen Wipfeln — Sonntag ist's in Berg und Tal! Schon in früher Morgenstunde kommen die Gläubigen zur hl. Beichte; das Tageswerk hat begonnen. Höher steigt die Sonne und durchbricht die Nebelschwaden; zahlreicher eilt jetzt das Volk herbei. So viele Gläubige kommen zur hl. Beichte, um ihr Herz zu öffnen den Herz-Jesu-Freuden. So geht es bis über 10 Uhr. Auf der Seite sitzen die Leute im Gras und unterhalten sich ruhig und warten, bis der Gottesdienst beginnt. Ich komme eben an einer Gruppe älterer Frauen vorbei, die auch beisammen sitzen und es sehr wichtig haben mit besonderen Kunstgriffen. Im Mittelpunkt steht das Schnupfen, und das ist ein ehrenvolles Vorrecht der älteren Frauen. Diese haben nämlich besondere Löffelchen, die sie gewöhnlich hinter dem Ohr tragen. Mit diesem „Beförderungsmittel“ vollzieht sich sehr vorsichtig und feierlich das Schnupfen. Die Kinder erfreuen sich beim Spiel.

Da klingt die große Missionsglocke. Alle eilen in die Kirche; doch sie ist bald voll. Halb 11 Uhr ist's geworden. Da durfte ich an den Altar treten zum hl. Opfer. Während der Priester sich anleidet, singen alle mehrstimmig die 10 Gebote Gottes und die 5 Gebote der Kirche, um stets eingedenk zu sein, was zu einem guten Christenleben gehört. Mit dem Kreuzeszeichen des Priesters beim Stufengebet beginnt auch das Volk mit dem „Im Namen des Vaters und des Sohnes und des hl. Geistes. Amen.“ Abwechselnd folgen die Wehgebete und Gefänge in Zulu. Dabei wird es einem so ganz warm ums Herz, wenn man frisch von Deutschland kommt und sieht, was die früheren Missionare leisten mußten, wieviel Opfer und Entbehrung und Enttäuſchung sie auf sich nehmen mußten, um das Heidentum von all den abergläubischen Sitten abzubringen, um es zu sammeln unter dem Kreuz zu einmütigem Gebete beim hl. Opfer in der einen wahren, heiligen katholischen und apostolischen Kirche. Ja, diese rastlose Arbeit der noch lebenden ergrauten Missionare hier im Missionsland wirkt neubelebend, ja überaus begeisternd auf jeden jungen Priester, der in den künftigen Jahren von Deutschland, von unserem teuren Piusseminar in Würzburg hierher kommen darf, um mit uns zu arbeiten, um da weiterzubauen, wo die bisherigen Missionare infolge gebrechlichen Alters aufhören müssen.

Unterdessen klingt das Glöcklein zur hl. Kommunion. Groß und Klein, Kinder und Erwachsene drängen sich zur Kommunionbank, um den Heiland zu empfangen, um Herz-Jesu-Freuden zu verkosten. „Ja, kommt zu mir“, so ruft der Heiland auch diesen Menschen zu, „ich will euch erquicken mit meiner Liebe.“ Die hl. Feier geht zu Ende und daran schließt sich die Herz-Jesu-Litanei mit dem Weihegebet an das göttliche Herz Jesu. „O liebster Jesu, Erlöser des Menschengeschlechtes, blicke auf uns herab, die wir uns in Demut vor deinem Altare niedergeworfen haben. Dein sind wir und dein wollen wir auch sein.“ Was gibt es Schöneres, als so an diesem Tage mit allen Völkern des Erdkreises dem göttlichen Herzen sich zu weihen.

Nun folgt die Predigt des Missionars. Er soll es doch sein, der stets als Leuchte vor seiner Herde einhergehen soll; der seine ihm anvertrauten Seelen an die Gnadenquellen des göttlichen Herzens Jesu führen soll. Er soll stets wachsam sein und fort und fort ausschauen nach den Feinden der Menschenseelen. Trotz dem muß der Missionar sehen, wie es da und dort Seelen, Christen gibt, die dem Heidentum wieder zum Opfer fallen. Was will der Missionar predigen, wenn es ihm mit jedem Tag mehr zum Bewußtsein kommt, wenn er immer mehr fühlen muß, wie Seelen retten so überaus mühsam ist, wenn er heute sät und in der Nacht schon der Feind kommt und Unkraut austreut, um Menschenseelen zu vergiften. Will sich der Missionar da nicht vielmehr eingedenk seiner eigenen



Missionsseminar Aloisianum Vohr a. M.

Photo A. S., Aloisianum

Schwachheit und Hilfsbedürftigkeit an seinen göttlichen Meister wenden mit dem Hilferuf: „Jesus, mein Heiland, predige Du doch selber diesem Volke!“ Und sieh, der göttliche Meister hilft seinem Gehilfen, dem Missionar, daß er auch in der fremden Sprache die richtigen Worte findet, um auch das schwarze Volk auf gute Weide zu führen. Nach der Predigt folgte der „Angelus“, der Engel des Herrn, und ein gemeinsames Muttergotteslied schloß den schön verlaufenen, gnadenreichen Herz-Jesu-Sonntag auf unserer Außenstation Ensigni.

Die Leute machten sich auf den Heimweg. Still wurde es wieder um das Kirchlein. Darin aber brannte das ewige Licht; denn der Heiland weilte noch im Tabernakel. Am nächsten Morgen führte uns ein weiterer Krankenruf zu einer schwer kranken Frau, die auch den göttlichen Gast ersehnte, um mit ihm Herz-Jesu-Sonntag zu feiern.

Auch wir zogen wieder heimwärts. Die Pferde liefen schneller. Dabei führte unser Weg an einer heidnischen Hütte vorbei, wo ein Biergelage stattfand. Ein paar Männer kamen heraus aus der dunklen Hütte und begrüßten uns. Ein alter Häuptling wollte sogar von meinem Begleiter eine „längst versprochene Hose“ haben. Da wir jedoch beim angeheiterten Zustand dieses „Hilfsbedürftigen“ keine Verhandlungen eingehen wollten, so ritten wir lustig gallopiierend weiter. Bald darauf kamen wir an einen Kraal heran, vor dem mehrere Männer beisammensaßen. Schon von weitem bemerkten wir, daß diese etwas besonders Wichtiges haben mußten. Als wir dann in ihre Nähe ritten, sahen wir, wie sie an einem Sarg für ein totes Kind herumarbeiteten. Das war nicht so einfach, da doch jeder sein Gutachten verwirklicht haben wollte, und wenn es auch nur eine alte gebrauchte Kiste war. Nicht weit davon stiegen wir ab, besuchten eine alte Frau mit ihren Angehörigen, die sich natürlich sehr geschmeichelt fühlte, und betraten deren recht ärmliche Hütte. Wir setzten uns auf den Boden auf ein Stück Holz. Während mein Begleiter sich mit den Christen unterhielt, machte ich stille Betrachtungen in der Hütte. Da sah ich nun abseits mir gegenüber die heidnische Mutter des toten Kindes, wie sie vor sich in eine Ecke starrte und so den ganzen Tag trauerte um ihr totes Kind.

Doch auf dem Heimweg begegnete uns noch ein schwarzer Mann mit einem Tabakspfeifen im Munde. Er kam weither und war guter Laune. Er wollte dort jemand besuchen, woher wir kamen. Kein Reisegepäck hat er bei sich und auch keinen Mantel, nur sein Pfeifen. So wandert er tagelang dahin. Kommt die Nacht, dann sucht er Unterkunft in einer Hütte und stärkt sich dort, bevor er weiterzieht.

Jetzt lag unsere Station wieder vor uns. Wir waren am Ziel — daheim — Lourdes, dem Zentralpunkt eines großen regsamem Missionsfeldes.

Wie man große europäische soziale Probleme lösen könnte

Wenn unser Professor im Gymnasium unsere geistigen Fähigkeiten sehr niedrig taxieren wollte, dann hat er immer gesagt: „Es ist besser, Sie gehen zu den Hottentotten oder zu den Zulusaffern!“ Ich hätte mir damals im Traume nicht einfallen lassen, daß ich wirklich zu den Zulusaffern gehen würde. Nun, da ich aber hier bin sehe ich, daß durchaus nicht alle Einrichtungen in Europa sehr ideal sind, ja, daß Europa von den hiesigen Schwarzen viel lernen könnte. Ich habe mir seither auch von dem Worte Kultur einen etwas anderen Begriff gebildet ich möchte lieber vieles, was man in Europa Kultur nennt, Aberkultur nennen. Es bestehen unter den Schwarzen Gebräuche, die viel besser sind als die Kultur in Europa. Ich will deshalb durchaus nicht behaupten, daß es möglich wäre, solche Gebräuche dort einzuführen. Aber wie schön wäre doch das Leben in Europa auch heutzutage, wenn man so leben könnte wie die hiesigen Schwarzen.

Schrecklich ist in Europa die Wohnungsnot. Eine Frau war bei Nacht am Sterben. Ich wurde als Priester gerufen. In dem kleinen Raume war eine kinderreiche Familie untergebracht, überall lagen die Kinder umher, selbst neben der Mutter mußten noch einige schlafen. Dabei eine Stadtluft, vor der einem Gott bewahren möge. Andere wohnen in elenden Kellern oder in Baracken zusammengepfercht wie die Heringe. Dabei müssen sie noch eine Miete zahlen, daß dem Manne die Augen übergehen, wenn das Vierteljahr zu Ende ist.

Anders hier. Hier ist jeder Hausbesitzer. Es gibt hier keine Mietwohnung. Wenn einer heiraten will, baut er sich selbst ein Haus. Er braucht keinen Maurer und Zimmermann. Der Bau ist in einem Monate fertig frisch zum Einziehen, schlüsselfertig, wie die Europäer sagen. Das Material kostet nichts. Er holt sich einige Stangen im Walde, auf denen das Dach ruht, die Wände werden einfach aus Erde gebildet, das Dach aus Stroh. Dabei braucht er keinen Baugrund zu kaufen, der Grund gehört infolge eines gesunden Kommunismus allen Leuten gemeinsam, die unter einem Chies leben, nur muß der Mann vom Chies einen Grund zugewiesen erhalten. Steuer hat er keine zu zahlen, außer der Kopfsteuer an die Regierung, die jeder im Betrage von einem Pfund jährlich ent-



Studenten des Alohsianums auf einem Ausflug

Photo A. S., Alohsianum

richten muß. Eine Baukommission braucht er auch nicht zu fragen, jeder baut hier wie es ihm gefällt und wie er wohnen will.

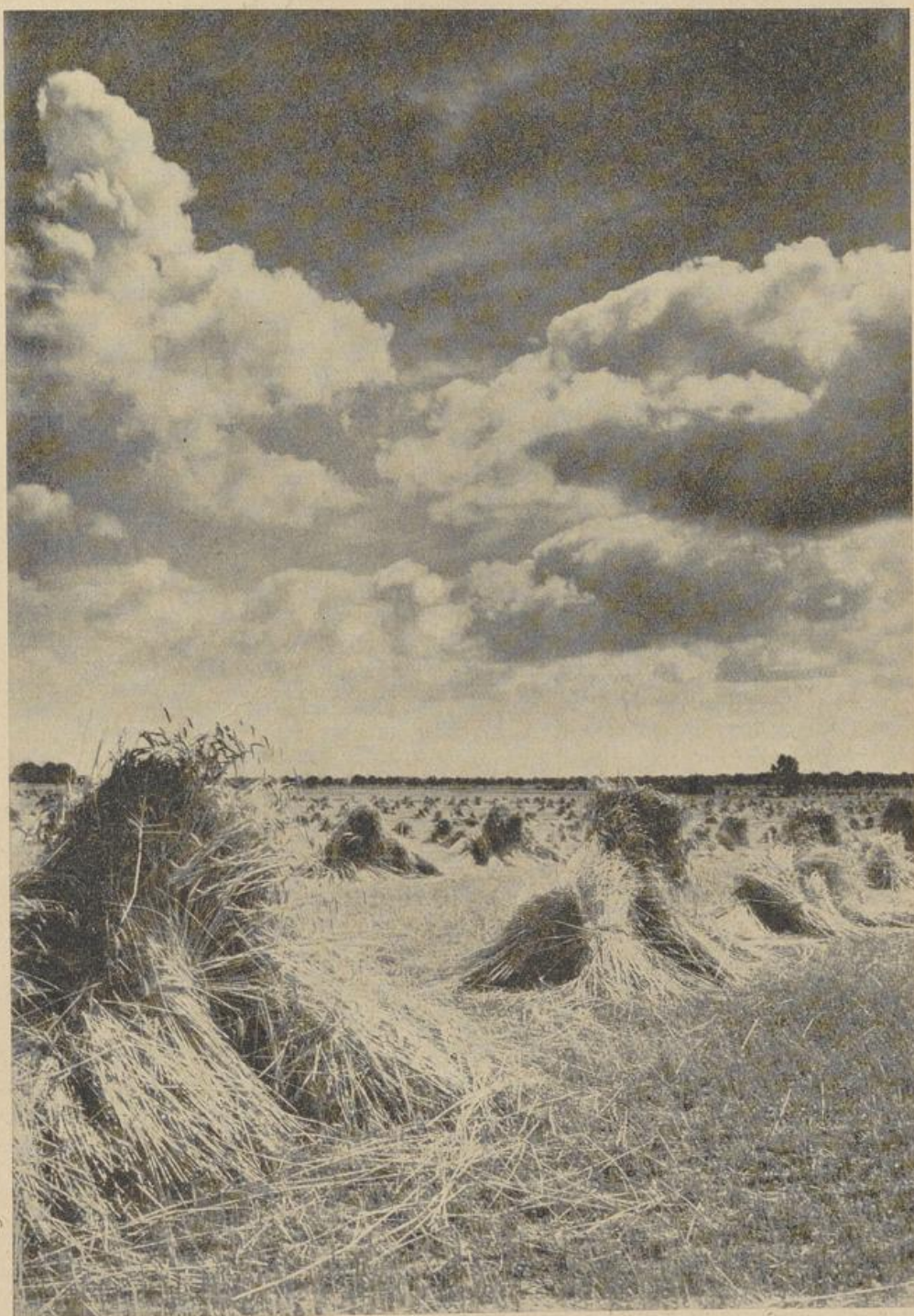
Man sage nicht, in einem solchen Loche möchte ich aber nicht wohnen. Wir selbst wohnen hier in der Mission öfter in solchen runden Kraalen, wo es recht wohnlich ist. Freilich machen wir Fenster, aber oft ist der Zimmerboden nur gestampfte Erde, die nach einem eigenen Verfahren festgeschlagen wird. Wenn der Kraal gut mit Gras gedeckt ist, braucht es keine andere Decke, da ist es schön kühl im Sommer. Wir haben Schulen in solchen Kraalen und auch Europäer wohnen darin. Wenn einer in Europa so etwas bauen würde, dann würde es ihm so ergehen wie einem Heimkehrer nach dem Kriege, der sich ein nettes Häuschen selbst gebaut hatte in St. Marien. Da erschien eines Tages die hohe, unangemeldete Baukommission und erklärte, das Haus müsse wieder verschwinden, weil es bauwidrig gebaut sei. Der Besitzer erklärte, wenn ich im Schweinestall meine Wohnung nehmen würde, dürfte mir niemand das verwehren, das sei seine Sache.

So würde es einem Europäer ergehen, wenn er mit der hergebrachten Kultur brechen würde, und sich ein einfaches Haus aus Erde oder Rassen, wie wir hier bauen, machen würde. Dafür aber hat diese Kultur nichts dagegen einzuwenden, daß infolge der Wohnungsnot viele körperlich und moralisch zu Grunde gehen. Vernet von den Schwarzen einfachere und billigere Wohnungen bauen.

Eine zweite brennende Frage in Europa, an der sich die Sozialpolitiker ihre Köpfe zerbrechen ist die Kinderlosigkeit. In den Taufbüchern kommt immer mehr das Einkinder-, Zweikinder- oder Reinkindersystem zum Ausdruck. Viele Pfarrer freuen sich schon nur mehr der ehelosen Tausen, weil die rechtmäßigen so selten werden. Damit geht Hand in Hand ein moralischer Niedergang, der die Beichtstühle verweisen läßt und den Heiland im Sakramente zum Einsiedler macht. Dieses Problem gibt es hier überhaupt nicht. Unlängst hat ein Mann am Schlusse des Brautergamens gesagt: „Hochwürden, bitte beten Sie morgen bei der hl. Messe für uns, daß wir ja recht viele Kinder bekommen.“ Wenn in Europa beim Brautergamen der Priester vom Kindersegnen spricht, dann bekommen schon viele die Gänsehaut, wenn sie nur an die Möglichkeit einer zahlreichen Familie denken. Wo werden wir Geld hernehmen, den Kindern Kost und Kleidung zu geben, wie müßten wir selbst uns deshalb vielleicht einschränken. Hier wimmelt es von Kindern. Kinderlose Familien werden von den anderen eher bemitleidet. Warum? So sonderbar es klingen mag: des Geldes wegen. Denn Kinder haben heißt hier reich sein, heißt viel Vieh bekommen, weil jedes Mädchen ohne Unterschied bei der Heirat mit Ochsen bezahlt werden muß. Auch die Buben sind deshalb nicht verachtet, denn der Bub heiratet später auch und vermehrt so auch den Wohlstand der Familie. Der Kaufpreis ist sehr hoch. 10 Ochsen und noch Geld dazu sind für die Braut zu entrichten. Da der Brauch allgemein ist, gibt es keine andere Möglichkeit für den Burschen als zu arbeiten und zu verdienen, wenn er heiraten will. Würde er aber uneheliche Kinder erhalten, so wäre das für ihn kein Gewinn, sondern ein großer Schaden, weil in dem Falle das Kind dem Vater der Braut gehört und er noch zur Buße ihm einen Ochsen geben muß. Daher sind uneheliche Kinder selten. Noch seltener ist der Fall, daß der Vater des unehelichen Kindes die Braut, wie es in Europa oft der Fall ist, einfach sitzen läßt.

Mit dieser Frage der Geburtenregelung ist zugleich ein anderes großes Laster ausgeschaltet, nämlich des himmelschreienden Kindermordes, dessen sich Europa schuldig macht, daß es so viele ungeborene Kinder vom Himmel ausschließt. Gott sei Dank ist dieses Laster hier fast unbekannt. Selten gibt es hier, trotz des Wunsches nach Kindersegnen, Familien wie in Europa mit zehn oder noch mehr Kindern. Da die Mütter die Kinder ausschließlich sehr lange stillen, ist die Geburtenfolge natürlich geregelt. Zwillinge sind nicht selten. Unlängst wurde ich zu einer Frau gerufen. Vor ihr lagen drei soeben geborene Buben, von denen schon einer gestorben war. Die anderen zwei konnte ich noch rechtzeitig taufen. Was würden in Europa die Brautleute sagen, wenn sie für ihre Kinder auch viel Geld erhalten würden. Vielleicht würden sie auch den Pfarrer bitten, er möge ihnen großen Kindersegnen ersuchen. Man würde schnell mit der Klage verstummen, daß man die Kinder nicht ernähren könne.

Die Gelehrten Europas zerbrechen sich jetzt auch die Köpfe darüber, woher es wohl kommen mag, daß die Krebskrankheiten so überhand nehmen. Diese schrecklich vielen Operationen in den Spitalern, dieses schmerzvolle Sterben. Man hat im Kriege der Unterernährung Schuld gegeben. Es sind aber von den Ökonomen nicht wenige unter den Leidtragenden. Ob nicht vielleicht die Ursache liegt in der Überkultur, in der vielfach unnatürlichen Ernährungsweise und im Übergenuß



Erntezeit

von Fleischspeisen. Merkwürdiger Weise ist diese Krankheit bei den Schwarzen sehr selten, fast unbekannt; auch bei der Missionaren nicht häufig.

Wie sorglos würde wohl eine Hausfrau in Europa leben, wenn sie die Ernährungsweise unserer Schwarzen etwas nachahmen würde. Die Hauptkost der Schwarzen ist hier Mais und Bohnen. Wenn ich so schreibe, denkt man in Europa gleich an die Straßhauskost. Der Mais ist hier sehr billig. Ein Sack kostet 10 Schilling. Den könnte eine Familie nicht in einem Monate aufessen, auch wenn sie sehr kinderreich wäre. Wir selbst essen am Morgen immer Palitsch, das ist, wie man in Europa sagen würde, Griesbrei oder Maisbrei; dasselbe ist kräftig und schmackhaft. Wie billig wäre ein solches Frühstück in Europa und wie ausgiebig. Die Hauptnahrungsmittel für den Eingeborenen sind Mais, Bohnen und Kürbisse, auch Sauermilch. Süße Milch trinkt niemand. Man lacht mich aus, wenn ich auf Reisen öfters meine Milchflasche herausnehme. Man braucht nicht zu denken, eine solche Kost wäre zu eintönig. Die Eingeborenen haben auch nicht für jeden Tag den gleichen Speisezettel sondern verschiedene Speisen aus diesen Nahrungsmitteln, die ihnen die Natur reichlich gibt. Wir Missionare essen selbst öfters solche Speisen und sie munden trefflich, wenn man im Kraale ermüdet sich niedergelassen hat. Brot kennen die Schwarzen nicht. Das Maisbrot, das man im Kriege bereitet hat, verdarb uns in Europa den Magen. Der Mais eignet sich nicht zum Brothacken. Fleisch haben die Schwarzen selten. Wenn aber mal ein Stück Vieh geschlachtet wird, dann vertilgen sie unglaubliche Mengen davon. Als Getränk hat man Bier, der von Mais oder einer Körnerfrucht hergestellt wird, die man in Europa für Vogelfutter halten würde. Es gibt aber auch ein alkoholfreies Getränk, das aus der gleichen Frucht in anderer Weise hergestellt wird. Würde nun eine europäische Hausfrau nach diesem Recepte leben, wie würde dann ihre Tagesarbeit aussehen?

Als ich das erste Mal die Schwarzen in ihren Hütten sah, in denen kein Mobiliar steht als nur einige Krüge zum Kochen und einige Matten zum Schlafen, da bekam ich ein großes Mitleid mit dem armen Volke. Doch heute denke ich anders, nachdem ich sie kennen gelernt habe. Sie kommen in die Stadt und sehen die Wohnungen und Kultur der Europäer; so etwas wollen sie aber nicht. Wenn man heutzutage so viel leidet unter den Ansprüchen des täglichen Lebens, dann frage man sich, ob es nicht einen Weg gäbe zu einer einfacheren und billigeren Lebensweise. Nicht alles, was man an den Naturvölkern verachtet, ist verachtenswert.

Liedertext zu afrikanischem Vogelsang

Von P. Odo Ripp, RMM., Mariä Stella

Zur Ehre der Vogelwelt kann man sagen, daß seit Anbeginn der Schöpfung manch einer ihres Geschlechtes sich um die Menschheit sehr verdient gemacht hat. Als die Menschen noch im Schatten des Paradieses schuldlos und heilig wandelten, da wurde ihr Glück erhöht durch fröhlichen, heiteren Vogelsang. Noch entflohen die gefiederten Sänger nicht scheu vor ihrem Angesicht, fühlten sie doch, daß der Mensch ihr Herr und Gebieter war. Auch später noch, als schon die Sünde einen Miston in Gottes schöne Schöpfung brachte, da fiel den Vögeln die seltene Ehre zu, des Herrn Boten zu sein, um seinen Propheten und Heiligen manche Liebesdienste zu erweisen. Dem Diener Gottes Noe zeigten sie den Wasserstand nach der Sündflut an. Dem Propheten Elias brachten Raben seinen Unterhalt. Wie dieselben Vögel die Ermordung des hl. Meinrad rächten, erzählt die Legende.

Als unsere Vorbilder für manche Tugenden stellt sie der Heiland auf. Taubeneinfalt soll unser Denken und Handeln kennzeichnen. Von ihnen, den sorglosen, fröhlichen Sängern sollen wir lernen, bei all' unsern An-